



Nationales Forschungsprogramm NFP 51  
**Integration und Ausschluss**

# **Sozialhilfe in der Schweiz**

Klassifikation, Integration und  
Ausschluss von Klienten

Stefan Kutzner  
Ueli Mäder  
Carlo Knöpfel  
Claudia Heinzmann  
Daniel Pakoci

**Rüegger Verlag**

Publiziert mit Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds  
zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über [www.d-nb.de](http://www.d-nb.de) abrufbar.

© Rügger Verlag, Zürich/Chur 2009  
[www.rueggerverlag.ch](http://www.rueggerverlag.ch)  
[info@rueggerverlag.ch](mailto:info@rueggerverlag.ch)  
ISBN: 978-3-7253-0913-9

Umschlaggestaltung: Kurt Gallati, Südostschweiz Presse und Print AG, Glarus  
Druck: Südostschweiz Presse und Print AG, Glarus

## Vorwort

Die in diesem Band versammelten Beiträge präsentieren die wichtigsten Ergebnisse des Forschungsprojektes "Sozialhilfe in der Schweiz: Integration und Ausschluss durch Segmentierung von Klienten".<sup>1</sup> Dieses Forschungsprojekt war Bestandteil des Nationalen Forschungsprogramms 51 "Integration und Ausschluss" und wurde vom Schweizer Nationalfonds in den Jahren 2004 bis 2006 gefördert. Im Rahmen dieses Projektes untersuchten wir neuere Entwicklungen in der Schweizer Sozialhilfe. Dabei interessierte uns vor allem, nach welchen Kriterien die Sozialhilfe bestimmten Klientengruppen eher Hilfen zukommen lässt als anderen Klientengruppen. Die impliziten Normen, die darüber entscheiden, wen die Sozialhilfe eher begünstigt, wen dagegen schlechter stellt, waren das Erkenntnisziel, das wir verfolgten. Dabei gingen wir von der Annahme aus, dass die immer wieder geforderten Differenzierungen der Hilfen gegenüber Sozialhilfeklienten letzten Endes auf unterschiedlichen Bewertungen vorhandener Armutslagen beruhen.

Für diese Untersuchung erhoben wir vielfältiges Material: wir studierten Sozialhilfegesetze und sozialpolitische Programme Schweizer Parteien, wir untersuchten Fachpublikationen und wir interviewten Fachpersonen aus der Sozialhilfe wie auch Klienten. Da aufgrund der föderalen Struktur der Schweiz schon das Schweizer Sozialhilfewesen sehr unterschiedlich ist, Träger der Sozialhilfe sind ja die Kommunen und Kantone, beschränkten wir uns auf die Sozialhilfe in den beiden Basler Halbkantonen sowie die des Kantons Freiburg. Die nationale Ebene berücksichtigten wir zudem, weil die politischen wie auch die Fachdiskurse keineswegs auf die Kantone beschränkt sind.

Im Verlauf des Forschungsprozesses waren wir immer wieder überrascht, wie komplex die Institution Sozialhilfe ist. Zum einen wegen ihrer rechtlichen Verfasstheit, zum anderen wegen der sehr unterschiedlichen und teilweise äussert schwierigen Problemlagen, mit denen die Sozialhilfe befasst ist, schliesslich auch wegen des breiten Spektrums an Hilfemöglichkeiten, mit denen die Sozialhilfe operiert. Allerdings reduzieren die gegenwärtigen öffentlichen Debatten die Sozialhilfe auf zwei Aspekte, die Kosten zum einen, den Leistungsmissbrauch zum anderen. Die Sozialhilfe sieht sich aber noch ganz anderen Problemen ausgesetzt, Problemen, denen sich viele sozialpolitische Wortführer in der Öffentlichkeit wie auch viele Politiker nicht oder nur zum Teil bewusst sind. – So hoffen wir mit unserer Forschung und den daraus kommenden Beiträgen, etwas zur Versachlichung der Diskussion um die Sozialhilfe zum einen beizutragen, aber auch deutlich zu machen, dass ein übliches Schwarz-Weiss-Malen der Sozialhilfe nicht gerecht wird. Schliesslich

<sup>1</sup> Aus sprachökonomischen Gründen wurde auf die konsequente Nennung beider Geschlechter verzichtet. Es versteht sich, dass die weiblichen Personen jeweils mitgemeint sind.

hoffen wir darauf, dass neben den bisherigen auch andere Forschende sich künftig der Sozialhilfe zuwenden.

Neben den drei Gesuchstellern Ueli Mäder, Carlo Knöpfel und Stefan Kutzner arbeiteten Eliane Boss, Claudia Heinzmann und Daniel Pakoci in diesem Forschungsprojekt mit. Ohne die bereitwillige Auskunftsfreudigkeit der von uns angefragten Fachpersonen und Sozialhilfeklienten hätte dieses Projekt gar nicht durchgeführt werden können. So danken wir allen Beteiligten, die sich als Interviewpartner zur Verfügung stellten. Hector Schmassmann und Jan Henseler unterstützten uns bei der Erstellung des Manuskripts und dem Layout. Dank schulden wir auch dem Schweizer Nationalfonds, der mit seiner Finanzierung die Durchführung dieses Projektes erst ermöglichte.

Siegen, Basel, Luzern und Fribourg im Dezember 2008

Stefan Kutzner  
Ueli Mäder  
Carlo Knöpfel  
Claudia Heinzmann  
Daniel Pakoci

## Inhaltsübersicht

<b>Vorwort</b>	5
<b>Inhalt</b>	7
<b>1 Klientensegmentierung: was ist das?</b>	
<b>Unser Forschungsgegenstand</b>	11
<i>Stefan Kutzner</i>	
1.1 Merkmale der Sozialhilfe: Individualisierung und Hilfe	11
1.2 Sozialhilfe im aktivierenden Sozialstaat	13
1.3 Problemstellung	15
1.4 Das Forschungsprojekt	16
1.5 Ergebnisse in Kurzfassung	19
1.6 Zur Publikation	20
1.7 Literatur	22
<b>2 Die Hilfe der Sozialhilfe: integrierend oder exkludierend?</b>	
<b>Menschenwürde und Autonomie im Sozialhilfewesen</b>	25
<i>Stefan Kutzner</i>	
2.1 Einleitung: Besonderheiten der Sozialhilfe	25
2.2 Übersicht und Datenbasis	26
2.3 Normen der Sozialhilfe: Hilfe zur Selbständigkeit und Sicherung der Menschenwürde	27
2.4 Bürokratisierung und Professionalisierung im Sozialhilfewesen	34
2.5 Implementierungen des Hilfeprinzips	39
2.5.1 Individuelle Hilfe	39
2.5.2 Subventionierung	43
2.5.3 Aktivierung	44
2.5.4 Mischformen in der Praxis	45
2.6 Funktioniert Hilfe? Menschenbilder in der Sozialhilfe	46
2.6.1 Das Menschenbild in der paternalistischen Sozialhilfe	46
2.6.2 Das Menschenbild in der aktivierenden Sozialhilfe	48
2.7 Reintegration in den Arbeitsmarkt: realistisches Ziel einer aktivierenden Sozialpolitik?	52
2.7.1 Strukturelle Arbeitslosigkeit	53
2.7.2 Verkennung somatischer und psychischer Probleme	54
2.8 Aktivierende und disziplinierende Prinzipien in den SKOS-Richtlinien	55
2.9 Integration und Exklusion durch die Sozialhilfe	57
2.10 Quellen	58
2.11 Literatur	59

<b>3 Klassifizieren in der Sozialhilfe: zwischen individueller Fallabklärung und standardisierten Modellen – Entwicklungen in der Schweiz nach dem Zweiten Weltkrieg</b>	63
<i>Claudia Heinzmann</i>	
3.1 Einleitung	63
3.2 Quellenlage und methodisches Vorgehen	65
3.3 Individualisieren, Standardisieren und Klassifizieren in der Sozialhilfe	66
3.4 Klassifizieren in der Sozialhilfe in den 1950er und 60er Jahren	68
3.4.1 „Ist die Armenpflege überholt?": Die Sozialhilfe auf der Suche nach neuen Aufgaben	69
3.4.2 „Die neuen Armen: soziale Versager und Opfer der Moderne“	71
3.4.3 Klassifikationskriterien im Modell der individuellen Fallabklärung	73
3.5 Klassifizieren in der heutigen Sozialhilfe	80
3.5.1 Die Sozialhilfe der 1980er Jahre: zwischen „sozialer Massarbeit“, Grundeinkommen und New Public Management	80
3.5.2 Die neuen Klassifikationskriterien in der Sozialhilfe	82
3.6 Schlussfolgerungen	87
3.7 Quellen	89
3.7.1 Archivmaterial	89
3.7.2 Primärliteratur bis 1975	89
3.7.3 Primärliteratur ab 1980	91
3.8 Literatur	91
3.9 Tagungen und Forschungsberichte	93
<b>4 Die Sozialhilfe im Diskurs der politischen Parteien</b>	95
<i>Daniel Pakoci</i>	
4.1 Einleitung	95
4.2 Die sozialhilfepolitischen Positionen Schweizer Parteien	97
4.2.1 Freisinnig-demokratische Partei (FDP)	98
4.2.2 Christlichdemokratische Volkspartei (CVP)	99
4.2.3 Sozialdemokratische Partei (SPS)	101
4.2.4 Schweizerische Volkspartei (SVP)	104
4.2.5 Grüne Partei (GPS)	106
4.3 Schlussfolgerungen	107
4.4 Quellen	113
4.4.1 Parteiprogramme	113
4.4.2 Weitere Quellen	118
4.5 Literatur	119

<b>5 Armut bekämpfen: Kantone verfolgen unterschiedliche Strategien</b>	121
<i>Carlo Knöpfel</i>	
5.1 Kantonale Bedarfsleistungen	122
5.1.1 Beschreibung	122
5.1.2 Analyse I: Armutsverminderung	125
5.1.3 Analyse II: Integration	128
5.2 Kommunale Sozialhilfe	130
5.2.1 Beschreibung	130
5.2.2 Analyse I: Armutsverminderung	132
5.2.3 Analyse II: Integration	132
5.3 Zusammenspiel beider Systeme	134
5.4 Schlussfolgerungen	139
5.5 Literatur	139
<b>6 Integration und Ausschluss – die neue soziale Frage? Implikationen für die Sozialhilfe und die soziale Sicherung</b>	143
<i>Ueli Mäder</i>	
6.1 Integration und Ausschluss	144
6.2 Zur Dynamik der Armut	147
6.3 Wandel der Diskurse über soziale Ungleichheit	151
6.4 Sozialstruktur und soziale Frage	154
6.5 Wandel der Armut und Synthese	155
6.6 Sozialhilfe und soziale Sicherung	156
6.7 Literatur	159
<b>7 Sozialhilfe und Ausschluss</b>	163
<i>Stefan Kutzner</i>	
7.1 Privilegierte Klienten	163
7.2 Menschenbilder	164
7.3 Paternalistische Interventionen im aktivierenden Sozialstaat	169
7.4 Exklusion	172
7.5 Sozialhilfe ganzheitlich	174
7.6 Literatur	175
<b>Tabellen und Graphiken</b>	177
<b>Autorin und Autoren</b>	179

## 6 Integration oder Ausschluss- die neue soziale Frage? Implikationen für die Sozialhilfe und die soziale Sicherung

*Ueli Mäder*

Die neuere Armutsforschung befasst sich intensiv mit Fragen der Integration und des Ausschlusses. Die beiden Begriffe deuten an, dass die Armutfrage weit über den finanziellen Kontostand und die materielle Versorgung hinaus reicht. Relationale und soziale Bezüge stehen im Vordergrund. Neue soziale Differenzierungen verändern im Kontext der Individualisierung alte Klassen- und Schichtkonzepte. Aber wie? Geschieht dies in ergänzender oder ersetzender Weise? Kennzeichnen Prozesse der (Des-)Integration und des Ausschlusses eine neue soziale Frage, die weniger stark durch die materielle Not geprägt ist als die Alte? Und was bedeutet das für die Sozialhilfe? Das sind die Ausgangsfragen für eine Reflexion theoretischer Bezüge, die auf ihre Relevanz für die Praxis befragt werden.

Der Ausschluss gilt weithin als neue soziale Frage des 21. Jahrhunderts. Er dokumentiert eine besondere Form der sozialen Ungleichheit. Aber sind damit frühere Klassenanalysen passé, welche die alte soziale Frage als Arbeiter-<sup>1</sup> und Armutfrage verstanden? Das ist die Kernfrage, mit der ich mich auseinandersetze. Ich tue dies in sechs Schritten. Ich beziehe mich erstens auf eigene empirische Untersuchungen, insbesondere auf unsere Studie zur Dynamik von Integration und Ausschluss, und referiere zweitens, wie verschiedene theoretische Ansätze die sozialen Fragen der Armut und des Ausschlusses thematisieren. Auf diesen Grundlagen frage ich drittens, inwiefern sich ein Diskurswandel feststellen lässt und wie dieser mit sozialstrukturellen Veränderungen korrespondiert. Viertens skizziere ich mit Bezug auf den Ansatz von Pierre Bourdieu ein dynamisches Raumkonzept, das vertikale und horizontale Gliederungen integriert und diese mehrdimensional verortet. Daran schliessen fünftens meine empirisch unterlegte Synthese und sechstens mein Versuch an, Folgerungen für die Sozialhilfe und soziale Sicherung zu benennen.

Vorab noch zu den Begriffen: Ich verstehe die Integration zunächst als einen Prozess des partizipativen Einbezugs in ein Geflecht sozialer Beziehungen. Die Partizipation ermöglicht den Individuen die aktive Teilnahme und Teilhabe am gesellschaftlichen Gefüge. Zur Integration gehört der Ausschluss. Er bezieht sich auf gegenläufige Prozesse der Loslösung und Entkoppelung. Diese Dissoziation geschieht oft unfreiwillig. Sie kann aber auch von den Akteuren gewollt sein.

<sup>1</sup> Aus sprachökonomischen Gründen wurde auf die konsequente Nennung beider Geschlechter verzichtet. Es versteht sich, dass die weiblichen Personen jeweils mitgemeint sind.

### 6.1 Integration und Ausschluss

Ich greife hier einen besonderen Aspekt aus unserer Studie auf. Er deutet darauf hin, wie eng Prozesse der Integration und des Ausschlusses miteinander verknüpft sind und die Armutsfrage prägen. Zum einen gibt es neue Formen der sozialen Integration durch den beruflichen Ausschluss, weil Betroffene mehr Zeit für sich und ihre sozialen Beziehungen haben. Zum andern gibt es auch neue Formen des sozialen Ausschlusses durch die berufliche Integration. Diese lassen sich etwa dann feststellen, wenn sich die berufliche Integration in prekäre Arbeitsbereiche mit geringer sozialer Sicherheit vollzieht.

Die Sozialhilfe soll ihre Anstrengungen auf Sozialhilfeabhängige konzentrieren, die noch intakte Chancen haben, im ersten Arbeitsmarkt eine Beschäftigung zu finden. Wer zu dieser ersten Gruppe gehört, erhält weniger Mittel für den erweiterten Grundbedarf, aber mehr Geld, wenn die Erwerbsintegration zustande kommt. Die finanziellen Anreize erweitern den individuellen Handlungsspielraum bei der Kombination zwischen der Erwerbsarbeit und der ergänzenden Sozialhilfe. Etliche Sozialhilfeabhängige schätzen das. Sie fühlen sich ernst genommen, stärker beachtet und akzeptieren mögliche finanzielle Einbußen. Andere Sozialhilfeabhängige fühlen sich durch die privatisierten Risiken mehr gestresst. Sie erleben unter diesen Bedingungen selbst die erfolgreiche Erwerbsintegration als Ausschluss. Denn diese Integration findet primär im prekären Niedriglohnssektor statt, was soziale Beziehungen belastet und zu einem (Teil-)Ausschluss durch Integration führen kann.

Eine zweite Gruppe bilden die Personen, die zwar nicht mehr für den ersten Arbeitsmarkt infrage kommen, aber für den zweiten, geschützten Arbeitsmarkt oder für Gegenleistungsmodelle. Bei den Gegenleistungen hängt die Unterstützung von der Bereitschaft ab, eine sozial, kulturell oder ökologisch relevante Arbeit zu verrichten. Ich gehe hier nicht weiter auf diesen speziellen Integrationstyp ein.

Eine dritte Gruppe bilden Sozialhilfeabhängige, die sich laut Sozialhilfe weder in den ersten Arbeitsmarkt integrieren können, noch in der Lage sind, als Gegenleistung für ihre Unterstützung gemeinnützige Tätigkeiten zu verrichten. Sie erhalten das Geld nun mit weniger Auflagen. Den einen entspricht diese Vereinfachung. Sie können auf pro forma Bewerbungen verzichten und mehr das tun, was sie gerne tun. Der Ausschluss aus der Erwerbsarbeit gibt ihnen die Möglichkeit, sich um ihre soziale Integration zu kümmern. Der Ausschluss fördert also ihre Integration. Das scheint widersprüchlich zu sein, hat aber eine eigene Logik. Dazu ein Beispiel: Ein Journalist, der psychisch erkrankt ist, kann nun dank der Verortung in diese „Gruppe der Abgeschobenen“ interessante Geschichten schreiben, statt „Kurzmeldungen für den Medienmarkt zu produzieren“. So seine Erklärung. Andere, die zu dieser dritten „Gruppe der Ausgemusterten“ gehören, suchen verzweifelt einen „richtigen

Job“. Sie wehren sich gegen die vorgenommene Kategorisierung, die sie als Stigmatisierung erleben. „Ich will Arbeit und keine Rente“, sagt eine gut fünfzigjährige Bezügerin von Sozialhilfe. Sie spricht mehrere Sprachen, hat schon zwei Bücher publiziert und versteht nicht, warum ihr „die Behörden eine richtige Arbeit verwehren“. Sie erlebt den Ausschluss nicht als Chance zur sozialen Integration, obwohl sie gerne Bilder malt und ausstellt, aber das „lieber nur als wirkliche Freizeitbeschäftigung“.

Ich versuche nun zunächst weiter zu präzisieren, was konzeptionell mit den beiden Begriffen Integration und Ausschluss gemeint ist, die einander oft entgegen gesetzt werden. Ein präziseres Verständnis ist wichtig, weil Analysen der Armut auf diese Termini rekurrieren. Aber wie? Eine fragmentarische Skizze mag dokumentieren, wie unterschiedlich die empirischen und theoretischen Konzepte sind, die sich hinter den Definitionen verbergen.

Die schwierig operablen Begriffe Integration und Ausschluss umreißen laut Kronauer (2003: 1) eine bedeutende Problemlage der gegenwärtigen gesellschaftlichen Entwicklung. Kontroversen beziehen sich auf die Fragen, wie sich soziale Integration verstehen lässt: Geht es um gesellschaftliche Stabilität, wie in der Systemtheorie, oder geht es um die von mir eingangs betonte Teilhabe und Teilnahme von Individuen an der Gesellschaft, auf welche auch die dynamische Armutsforschung hinweist, die das subjektive Gefühl der sozialen Zugehörigkeit als zentral für das psychische Wohl erachtet? Hinzu kommt die Frage, ob der Ausschluss eine Abkehr von der Gesellschaft impliziert, als ob sich das „Innen“ vom „Aussen“ klar abgrenzen liesse? Der Begriff Ausschließung hat (gegenüber dem Begriff Ausschluss) den Vorteil, dass er die Prozessdynamik stärker akzentuiert. In der europäischen Soziologie sind allerdings die Begriffe Inklusion und Exklusion gebräuchlich(er). Einzelne (geltend gemachte) Wurzeln gehen auf unterschiedliche klassische Ansätze zurück: beispielsweise auf Max Webers „soziale Schließungen“ ([1922] 1980) oder auf Émile Durkheims „Anomie“ ([1893] 1977). Anomie wird in der Soziologie oft als Zustand der Regellosigkeit bzw. der Normlosigkeit verstanden (Hillmann 1994: 28-29). Émile Durkheim zeigte in seiner Untersuchung über die soziale Arbeitsteilung sozial-pathologische Auswirkungen der sozialen Differenzierung im Frühindustrialismus. Die sich rasch entwickelnde menschliche und soziale Arbeitsteilung führte, nebst der Reichtumsvermehrung, zugleich zu einem Zerfall von Verteilungsregeln. Sie störte die allgemein verbindlichen Regeln, die definierten, was jeder Klasse von Menschen aus dem kooperativ erwirtschafteten Arbeitsprodukt zusteht. Robert K. Merton ([1938] 1995) verfeinerte später die Theorie der Anomie, indem er den Begriff der Regel differenzierte. Merton unterschied zwischen: erstens kulturellen Zielen als Wünsche und Erwartungen der Menschen einer Gesellschaft; zweitens Werten, welche die Mittel vorschreiben, die Menschen zur Realisierung dieser Ziele und Werte anwenden dürfen; und drittens der Verteilung

dieser Mittel bzw. dem normierten Zugang zu diesen Mitteln. Als sozialen Zustand der Anomie bezeichnet Hillmann (ebd.) eine Dissoziation (Unstimmigkeit, Ungleichzeitigkeit) von Zielen und Mitteln. Dies insbesondere zwischen den aus kulturellen Zielen sich ableitenden sozialen Ansprüchen und dem beschränkten Zugang einkommensschwacher Schichten zu den zugelassenen Mitteln. Hillmann (ebd.) geht dabei davon aus, dass ein solcher Strukturzustand die Bindung und Orientierung der Menschen an die kulturell vorgeschriebenen Ziele oder an die zugelassenen Mittel schwächt. Folgen sind Orientierungslosigkeit und Ungewissheit über die Substanz und die Legitimität von Normen in Situationen sozialer Interaktion. Das kann wiederum zu Frustrationen, Fehlanpassungen, sozialen Distanzierungen und weiterer sozialer Desintegration führen (Mäder/Schmassmann 2004: 21ff).

Eine wichtige Referenz ist auch Georg Simmels integrative Unterscheidung zwischen „Drinnen und Draussen“. Georg Simmel verfasste vor rund hundert Jahren einen „Exkurs über den Fremden“ ([1908] 1992: 764-771) und verglich den Fremden mit dem Armen. Beide, der Fremde und der Arme, befinden sich in der Gesellschaft drinnen und draussen. Sie sind drinnen und draussen, nicht drinnen oder draussen. So wie der Fremde eine wichtige Funktion erfüllt, indem er, ausserhalb der Gruppe stehend, diese doch erst zu dem macht, was sie ist, so dass das Gesamtbild der Gruppe immer die autochthonen Gruppenmitglieder und den Fremden umfasst; so steht der Arme materiell ausserhalb der Gruppe, die sich doch erst durch seine Anwesenheit konstituiert. Die Differenzierung und der Zusammenschluss gehören zusammen. Sie schliessen sich nicht aus. Das Ausserhalb ist nach Simmel nur eine besondere Art der Wechselwirkung. Der Arme ist und bleibt auch Bürger des Staats. Für Simmel besteht die Tragik der Armut und des Draussen-Seins im passiven Gestellt-Werden und in der Status-Reduktion. Das Draussen-Sein ist nicht frei gewählt. Sie überhöht aber jene, die drinnen sind. Simmel nimmt mit seiner Analyse eine Ambivalenz und Dynamik vorweg, die spätere Ansätze einer „reflexiven Modernisierung“ aufgreifen. Soziologe Ulrich Beck (1986: 14ff.) beschreibt beispielsweise die „zweite Moderne“ als „Epoche des Und“. Das „Sowohl-als-auch“ löst das „Entweder oder ab“. Gleichzeitige Ungleichzeitigkeiten überlagern scheinbar ultimative Gegensätze, die sich nicht mechanisch voneinander abtrennen lassen.

Die Begriffe Inklusion und Exklusion gehen auch auf systemtheoretische Ansätze zurück: auf Talcott Parsons (1951) strukturell funktionale Theorie und auf Niklas Luhmanns (1995) Unterscheidung einer ersten und zweiten Exklusion. Die erste Exklusion ist mit der Inklusion eng verknüpft. Als Teilausschluss ermöglicht sie, wie Kronauer (1998: 2) interpretiert, eine gewisse Eigenständigkeit. Die zweite Exklusion fasst den Ausschluss kategorischer. Luhmann entdeckte sie vorwiegend in marginalisierten Bevölkerungsschichten in Lateinamerika. Nassehi (1997: 137) diskutiert die Inklusion und Exklusion

sion ebenfalls aus systemtheoretischer Sicht. Er wendet sich dagegen, Desintegration primär als Verlustdiagnose zu betrachten.

Die dynamische Armutforschung betont soziale Faktoren der Inklusion und Exklusion. Robert Castel ([1995] 2000) versteht die Exklusion als Prozess der Entkoppelung. Er nennt sie „désaffiliation“. Serge Paugam (1991) spricht von „disqualification sociale“. In den USA ist der Begriff „underclass“ verbreitet. Er geht auf Gunnar Myrdal zurück, betont die vertikale Gliederung und wird kritisiert, selbst diskriminierend zu sein. Der ehemalige US-Präsident Bill Clinton sprach von "outer class" (Silver 1995: 59). Soziale Ungleichheit erscheint dabei (wieder) als dichotomes Innen und Aussen.

Die Begriffe Inklusion und Exklusion haben den Vorteil, mehrdimensional zu sein. Sie sind nach meinem Verständnis relational, interaktiv und keine Kompaktbegriffe, auch wenn sie manchmal so verwendet werden. Die Vorteile der dynamischen Begriffsfassung gelten, etwas eingeschränkt, auch für die Termini Integration und Ausschluss. Ich verwende sie hier wegen der Anschlussfähigkeit zum erwähnten Nationalfondsprogramm (NFP 51) und zur Europäischen Union, die am 1.5.1999 die „Bekämpfung von sozialer Ausgrenzung“ als sozialpolitische Zielsetzung beschlossen hat. Ich verwende diese Begriffe auch deshalb, weil sie gegenläufige und miteinander verschränkte Prozesse ausdrücken, welche die Dynamik der Armut prägen. Aber wie? Das ist hier weiter zu erörtern. Ich gehe im Folgenden der Frage nach, wie sich die dargestellten gegenläufigen und gleichwohl unabdingbar miteinander verknüpften Prozesse der Integration und des Ausschlusses bei sozial Benachteiligten zeigen.

## 6.2 Zur Dynamik der Armut

In einer früheren Armutsstudie (Mäder et al. 1991) untersuchten wir bereits die Dynamik zwischen Integration und Ausschluss. Ich gehe hier nicht weiter darauf ein, greife aber zwei Aspekte auf, die aktuelle Befunde kontrastieren. Wir beurteilten nämlich seinerzeit die Dynamik zwischen Integration und Ausschluss teilweise anders als in unseren neuen Studien über die Sozialhilfe (NFP 51) und über die working poor (NFP 45). Damals überwog der Eindruck, bei den Armutsbetroffenen seien insbesondere die working poor als erwerbstätige Arme relativ gut integriert. Sie bräuchten, nahmen wir an, wie Alleinerziehende vorwiegend Geld, um ihre existenziellen Bedürfnisse zu befriedigen.

In unserer neuen Studie über working poor (Kutzner et al. 2004) stellen wir indes eine Kumulation sozialer Probleme fest, die sich mit anhaltender Abhängigkeit ergibt und selbst bei zunehmender Erwerbsintegration – gleichzeitig – gegenläufige Ausschluss Tendenzen verstärkt. Konkret: Wir analysierten

die soziale Lage von 260 aktuellen und 140 ehemaligen working poor. Bei diesen ehemaligen working poor, die mittlerweile ihre finanzielle Situation verbesserten, erzielten rund 25 Prozent mehr Einkommen dank Weiterbildung. Weitere 25 Prozent erhöhten ihr Salär, weil sie zusätzliche Jobs zu vorwiegend prekären Arbeitsbedingungen annahmen. Weitere 25 Prozent stabilisierten ihre Situation über eine Sozialversicherung (AHV, IV). Die restlichen 25 Prozent steigerten ihr Einkommen durch die Veränderung der Lebensform, beispielsweise durch Heirat (mit Doppelverdienst) oder durch endende Unterstützungspflichten (Auszug von Kindern). Bei allen erwähnten Gruppen konnten sich viele Einzelpersonen und Familien auch deshalb finanziell verbessern, weil sie in kleinere, günstigere Wohnungen (in Quartieren mit hoher Verkehrsdichte) zügelten. Sie verbesserten ihre finanzielle Lage, indem sie ihre Wohnsituation verschlechterten. Die Integration in einen Bereich basierte auf dem Rückzug bzw. Ausschluss aus einem andern.

Bei der früheren Basler Armutsstudie (1991) fiel uns auch ein starker innerer Rückzug sozial Benachteiligter auf. Viele der interviewten Armutsbetroffenen fühlten sich relativ stark für Verhältnisse verantwortlich, die primär gesellschaftlich verursacht sind. Wir erklärten uns diesen Rückzug durch den hohen gesellschaftlichen Individualisierungsgrad und die verbreitete Tabuisierung der Armut. Das Schweigen führt dazu, dass Betroffene nach aussen den Anschein erwecken, alles sei in bester Ordnung, auch wenn sie selbst einen hohen Leidensdruck verspüren. Heute weisen etliche Anzeichen darauf hin, dass sich resignative Haltungen und depressive Verstimmungen teilweise auch in Empörung verwandeln. Das mag mit Schlagzeilen über „abgehobene Managerlöhne“ und mit der persönlichen Wahrnehmung sozialer Ungleichheit zu tun haben. Wenn Eltern erleben, wie ihre Kinder keine Lehrstelle finden, während andere sehr hohe Saläre erzielen, empfinden sie Wut. Diese kann sich unterschiedlich auswirken. Die Empörung kann die Bereitschaft fördern, sich mehr für eigene Interessen einzusetzen. Sie kann aber auch die Gefahr erhöhen, Halt bei autoritären und populistischen Kräften zu suchen, die eine rigide Ordnungsruhe mit strukturellen Ausgrenzungen anstreben.

Je nach dem, wie wir die Dynamik der Armut zwischen Integration und Ausschluss beurteilen, ergeben sich andere Interventionsstrategien (Mäder/Schmassmann 2004: 21-37). Von einer mechanischen Trennung ausgehend, dominierte in der Armutsforschung lange ein ultimatives Entweder-oder. Die einen betonten die innere Dynamik der Armut, andere die äussere. Beide konnten sich dabei auf renommierte Vordenker berufen. Oscar Lewis (1966) beschreibt als „Culture of Poverty“, wie subjektive Faktoren eine eigene Kultur der Armut prägen. Er unterscheidet den Lebensstil armer Menschen von dem anderer Gesellschaftsmitglieder. Lewis stellt fest, dass sich die Lebensstile von Armen in verschiedenen Gesellschaften ähneln. Er leitet aus seinen Beobachtungen eine gemeinsame Kultur der Armut ab. Diese beinhaltet

tet Verhaltensweisen, die gelernt und weiter vermittelt werden. Sie äussern sich in bestimmten Wertvorstellungen. Die Annahme einer Kultur der Armut geht davon aus, dass die Betroffenen in relativ geschlossenen Milieus leben, in denen jeweils eigene und spezifische Handlungsorientierungen ausgebildet sind. Lewis interpretiert die Kultur der Armut als Ausdruck einer eigenständigen Lebensform, die über Sozialisation an kommende Generationen weiter gegeben wird. Auf der individuellen Ebene sieht Lewis ein Gefühl der Abhängigkeit und Unterlegenheit, der Resignation und des Fatalismus. Hinzu kommen eine gegenwartsbezogene Sichtweise der Welt und eine Unfähigkeit, Zukunftspläne zu entwerfen und zu realisieren. Auf der gesellschaftlichen Ebene weist Lewis auf die mangelnde Integration in das öffentliche Leben hin. Die Armen gehören selten einer Gewerkschaft oder einer anderen Vereinigung an. Sie beteiligen sich kaum an Parteiaktivitäten, besuchen keine Museen und beziehen sich stark auf die eigene Familie. Lewis betrachtet die Kultur der Armut also nicht bloss als Reaktion der Armen auf ihre randständige Existenz in einer Gesellschaft, die durch Klassenschichtung und Individualismus geprägt ist. Die Kultur der Armut vermittelt vielmehr selbst Handlungsorientierungen, die von den Armen verinnerlicht und von einer Generation an die nächste weiter gegeben werden. Sie perpetuiert die Armut und verfestigt Merkmale zu Mechanismen, die den Fortbestand der Armut begünstigen. Fatalistische Einstellungen und resignative Verhaltensweisen erleichtern es, „die Situation so zu nehmen, wie sie nun mal ist“.

Andere Forschungsarbeiten über Personen mit wenig Einkommen lassen Zweifel an der These der Kultur der Armut aufkommen. Charles Valentine (1968) weist auf die Bedeutung gesellschaftlicher Rahmenbedingungen hin. Er setzt der psycho-sozialen Hilfe die sozio-ökonomische entgegen. Valentine stellt fest, wie sich Arme in der Lokalpolitik engagieren, die institutionellen Angebote nutzen, Mietvereinigungen und Quartierräte bilden. Er betont, dass die Lebensstile der Armen vielfältige Unterschiede aufweisen und soziale Benachteiligungen nicht durch kulturelle Zwänge entstehen. Der Kulturbegriff impliziert, dass Armutsbetroffene ihr Verhalten über Sozialisationsprozesse verinnerlichen, gegen Wandel relativ resistent sind und sich an festen Werten orientieren. Nach Lewis wird eine Kultur der Armut zwar durch Umstände wie die Arbeitslosigkeit oder niedrige Einkommen gefördert. Wenn die Subkultur der niedrigen Einkommensgruppen aber etabliert ist, entfaltet sie eine eigene Dynamik, die auch bei veränderten Umständen bestehen bleibt, da die Kultur der Armut von den Normen und Werten der Mehrheitskultur einer Gesellschaft weitgehend abgekoppelt ist. Charles Valentine wendet sich indes dagegen, das Verhalten der Armen als eine Reaktion auf verinnerlichte kulturelle Muster zu interpretieren. Er versteht deren Verhalten als eine Reaktion auf strukturelle und auch auf situative Zwänge. Anders ausgedrückt: Die Armen werden durch quasi objektiv erfassbare Tatsachen wie niedrige Einkom-



men oder Arbeitslosigkeit gezwungen, so zu handeln, wie sie es tun. An diesem Ansatz orientieren sich Vorstellungen, die davon ausgehen, dass (erwerbstätige) Arme primär ein ergänzendes Einkommen benötigen und ihr Verhalten verändern, sobald sich die Umstände verbessern. Arme orientieren sich demnach an zentralen gesellschaftlichen Normen. Sie übernehmen gängige Werte, auch wenn sie selbst nur beschränkt in der Lage sind, entsprechende gesellschaftliche Ansprüche zu erfüllen. Arme übernehmen also nach diesem Ansatz weitgehend die Einstellungen und Verhaltensweisen der „Mehrheitskultur“.

Die Debatte zwischen Struktur und Kultur entbrannte neu in den 1980er Jahren. Der in den USA einflussreiche, konservative Politikanalytiker Charles Murray (1984) lancierte die Offensive durch die Veröffentlichung eines provokativen Essays. Er versucht aufzuzeigen, wie die Entstehung der amerikanischen „Underclass“ in den fortschrittlichen Politiken des Sozialstaats wurzelt. Die Programme zur Bekämpfung der Armut haben seiner Auffassung nach zur Folge, dass sich die Armen eben wie Unterstützte verhalten. Die Hilfe hindere sie daran, Erwerbsarbeit zu suchen oder zu heiraten, um die Verantwortung für Kinder zu teilen. Murray vertritt explizit die Auffassung, dass die (vor allem während der Ära Johnson durchgeführten) nationalen Wohlfahrts- und Sozialprogramme ihr Ziel verfehlten und die Lage der Menschen nicht verbesserten, sondern eher verschlechterten. Daraus zieht Murray das Fazit, die Sozialhilfe sei am besten abzuschaffen.

William J. Wilson (1987) setzt dieser Einschätzung vier Thesen entgegen, um die Zunahme der Armut und der sozialen Probleme (vor allem in den schwarzen Ghettos der Vereinigten Staaten) zu erklären. Die erste These bezieht sich auf den Wandel der Arbeitsplätze. Konkret: Die Nachfrage nach gering qualifizierten Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern ist in der Industrie seit den 1970er Jahren tendenziell rückläufig. Das führt zu einem Anstieg der Arbeitslosigkeit. Viele schwarze Jugendliche, die keine Arbeitsmöglichkeiten finden, wenden sich der Kriminalität, dem Verkauf von Drogen usw. zu. Die zweite These thematisiert die abnehmende Heiratsrate (bei Schwarzen), die Murray auf die staatlichen Beihilfen für ledige Mütter zurückführt. Anders Williams. Er argumentiert mit dem sinkenden Angebot an Arbeitsplätzen. Mit dieser Verknappung nimmt auch die Zahl der „heiratsfähigen“ Männer ab, die einer Erwerbsarbeit nachgehen und so eine Familie ernähren können. Nach der dritten These begünstigen in den 1970er Jahren die beschleunigte Zunahme von Wohlstand und die Politik der „affirmative action“ die Entstehung einer Mittelschicht (auch unter Teilen der Schwarzen), die von den Innenstädten in die Vororte zieht. Die „selektive Stadtflucht“ führt zu einer zunehmenden Konzentration von Armut und sozialen Problemen in den (schwarzen) Ghettos. Nach der vierten These verleitet die sozial desorganisierte Nachbarschaft in benachteiligten Quartieren zur Nachahmung egoisti-

scher Verhaltensweisen. So entsteht ein „pathogenes Milieu“, weil alternative Integrationsmodelle fehlen. In diesem Milieu verschärfen sich soziale Probleme, die direkte sozialarbeiterische Interventionen erfordern.

Ein vielversprechender Ansatz, wie sich Struktur und Kultur verbinden lassen, findet sich bei Pierre Bourdieu ([1979] 1982; [1993] 1997). Er kritisiert, wie die Entdeckung kultureller Lebensstile dazu führt, die Gesellschaft mehr als Episode denn als Struktur zu betrachten und den Alltag mit einer Lebensbühne zu verwechseln. Aus meiner Sicht sind, wie auch Wilson (ebd.) ausführlich, die innere und äussere Dynamik der Armut eng miteinander verknüpft. Die unterschiedlichen Zugänge von Lewis und Valentine schliessen sich nicht aus. Was sich quasi drinnen und draussen vollzieht, bezieht sich dialektisch aufeinander. Das eine dokumentiert sich im andern. Und umgekehrt. Die Gleichzeitigkeit der Gegenläufigkeit hebt die Gegensätze nicht auf, verbindet sie aber. Ich halte es für wichtig, diese Dynamik zu beachten. Jean-Paul Sartre (1964, zit. in Welter-Enderlin/Hildenbrand [1996] 2004: 31) deutete sie bereits an. Er fragte, was der Mensch aus dem macht, was die Verhältnisse aus ihm gemacht haben. Diese Sicht ist wichtig, aber nicht selbstverständlich. Im Kontext gängiger Subjektivierung der Armut führen dominante Diskurse davon weg, die Kontexte einzubeziehen. Sie vernachlässigen das Gesellschaftliche im Individuellen. Das zeigt sich bei aktuellen Sozialstrukturanalysen und beim Wandel der Debatten über die Armut. Sie betonen die Individualisierung und verharmlosen strukturelle Voraussetzungen der sozialen Ungleichheit, die auch für neue Formen der Armut zentral sind. Ich gehe im Folgenden den Debatten über soziale Ungleichheit nach und achte darauf, wie (unterschiedlich) sie strukturelle Bezüge beachten bzw. übersehen.

### 6.3 Wandel der Diskurse über soziale Ungleichheit

Armut gründet auf sozialer Ungleichheit; was nicht heisst, dass soziale Ungleichheit stets Armut bedeutet. Soziale Ungleichheit liegt vor, wenn Mitglieder einer Gesellschaft dauerhaft in unterschiedlichem Maße über notwendige oder begehrte Ressourcen verfügen. Es geht dabei um die Verteilung von Wohlstand, Ansehen und Macht. Was einst als Grundwiderspruch zwischen gesellschaftlicher Produktion und privater Aneignung diskutiert wurde, wird heute eher selten thematisiert. In der Sozialstrukturforschung verlagert sich nach meiner Wahrnehmung der Blick von der vertikalen Schichtung (mit sozialen Klassen) zur horizontalen Differenzierung (mit sozialen Milieus). Das stellt auch Rainer Geissler (2001: 537) fest, der den Gewinn früherer Studien von Theodor Geiger (1891-1952) für aktuelle Analysen sozialer Differenzierung aufzeigt. Ich komme darauf zurück. Klassenmodelle unterschieden im 19. Jahrhundert die Lohnarbeitenden vom Bürgertum nach der Verfügungs-

gewalt über die Produktionsmittel. Karl Marx (1818-1883) interessierte sich für die bewegenden Kräfte der Geschichte. Er betrachtete die Interessengegensätze als Triebkräfte des sozialen Wandels. Sein Klassenmodell ist ein Konfliktmodell. Es inspiriert, was wir heute relative Verelendung nennen. Analysen sozialer Schichten und Klassen definierten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Menschen nach weiteren Merkmalen wie Beruf, Qualifikationen, Einkommen und Besitz. Angelika Diezinger und Verena Mayr-Kleffel (1999: 10f.) diskutieren diese Ansätze auch weiter führend unter dem Genderaspekt. Max Weber (1864-1920) interessierte sich für die Entstehung des Kapitalismus. Entscheidend war für ihn nicht die Dynamik des Klassenkampfes, sondern die wachsende Bedeutung der Zweckrationalität. Als Ursache der sozialen Ungleichheit sah er die Lebensführung von Menschen in sozial geschlossenen Verkehrskreisen (mit spezifisch ständischer Lage). Durch soziale Schliessung reproduzieren Menschen soziale Ungleichheit, indem sie erlangte Vorteile sichern und andern den Zugang erschweren. Theodor Geiger formulierte sein (vertikal gegliedertes) Schichtmodell nach statistischen Angaben (über Berufe, Betriebe, Einkommen). Je nach Produktionsmittelbesitz, Beruf und Bildung ergibt sich eine objektive sozio-ökonomische Lage. Sie kann die Mentalität der Menschen prägen; dies allerdings weder kausal, noch zwangsläufig. Wenn sich Lebensbedingungen und die Mentalität entsprechen, bilden Menschen eine soziale Schicht. Teile des Mittelstandes sind vor allem dann für „falsche Ideologien“ anfällig, wenn sich die Loslösung von Tradition mit wirtschaftlicher Not paart. Ralf Dahrendorf (2002: 175ff.) geht bei seiner Differenzierung des Schichtmodells darauf ein, wie bedeutend beispielsweise soziales Prestige ist. Wiewohl nur vage fassbar, ist der Schichtbegriff seiner Auffassung nach gerade deshalb treffend, weil er nahe bei der Bewertung sozialer Ungleichheit liegt. Bei all diesen Ansätzen galt der Blick nach wie vor primär vertikalen Ungleichheiten. Das änderte sich im Verlaufe der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Neuere Theorien sozialer Lagen und Milieus beziehen im Kontext der Individualisierung das subjektive Wohl (Lebenszufriedenheit) stärker ein. Sie betonen neue soziale Differenzierungen und nehmen weitgehend an, dass diese die alten (sozialen) Klassengegensätze ablösen, was kritisch zu hinterfragen ist.

Ulrich Beck vertritt eine Individualisierungsthese „jenseits von Klasse und Schicht“ (1986: 121). Er subjektiviert die Armutsfrage. Drei Aspekte kennzeichnen nach seiner Darstellung wesentliche Prozesse der Individualisierung: erstens die Herauslösung aus historisch vorgegebenen Sozialformen, zweitens der Verlust traditioneller Sicherheiten und drittens neue Formen sozialer Einbindung (dank Wahlmöglichkeiten). Aber heben diese Prozesse der Individualisierung soziale Klassen einfach auf? Dass auch gut Gebildete erwerbslos werden können, belegt nach Beck eine gewisse Klassenlosigkeit sozialer Ungleichheit. Gesellschaftliche Integration vollzieht sich nach seiner Auffassung

zunehmend individuell beziehungsweise unabhängig von der Schichtzugehörigkeit. Anhand der Abhängigkeit von Institutionen zeigt sich aber sehr wohl, wie die Krisenanfälligkeit vermeintlich individueller Lagen auch durch gesamt gesellschaftliche Bedingungen geprägt ist. Stefan Hradil (1997) versteht unter dem Konzept sozialer Lagen eine gruppenspezifische Bündelung struktureller Lebensbedingungen. Soziale Schliessungen sind auch politisch verordnet. Der Staat verfügt über institutionelle Leistungen. Je nach dem, wie er den Zugang regelt, erzeugt er soziale Ungleichheiten. Durch den Einbezug von Bedürfnissen nach Kommunikation, Integration, Selbstverwirklichung und Emanzipation lassen Theorien sozialer Lagen vielfältige Dimensionen sozialer Ungleichheit zu. Eine mehr horizontale Gliederung scheint die vertikale zu überlagern.

Horizontal differenzierte Ungleichheiten stehen auch bei einzelnen Modellen sozialer Milieus im Vordergrund. Sie betonen die Lebensauffassung, den Lebensstil und die Wertorientierung. Lagen- und Milieuanalysen weisen auf wichtige Differenzierungen hin, vernachlässigen aber teilweise gesellschaftliche Gegensätze. Sie suggerieren eine Entwicklung von Klassen und Schichten zu Lagen und Milieus. Gerhard Schulze ([1992] 2000) fasst soziale Milieus als Erlebnisgemeinschaften. Er tendiert dazu, die Ursachen sozialer Ungleichheit ins Innenleben der Menschen zu verlegen. Nicht die Knappheit, sondern die Qual der Wahl prägt seiner Auffassung nach das Handeln der Menschen und die soziale Ungleichheit. Laut Schulze hat die Suche nach Glück die Sorge um das Materielle abgelöst. Das erlebnisorientierte Denken ersetze das produktorientierte. Der Alltag verkommt so zur Lebensbühne und Verlängerung der Innenwelt. Symbolwelten scheinen frei wählbar zu sein. Diese Sicht ist heute verbreitet. Sie wird aber auch durch andere Ansätze kontrastiert, die sich an früheren Klassenmodellen orientieren und betonen, wie das Sein und die materiellen Voraussetzungen das Bewusstsein prägen. Diese Ansätze verknüpfen aktuelle Formen der Armut mit der alten sozialen Frage. Sie weisen darauf hin, wie sich soziale Gegensätze auch heute in traditioneller Manier (über die Verteilung von Arbeit und Einkommen) manifestieren und eine wichtige Ursache für die materielle Armut darstellen, was auch theoretisch weiter zu fundieren wäre. Ich gehe in meiner Synthese am Beispiel der Schweiz darauf ein, wie sich alte und neue soziale Fragen durchdringen, skizziere aber zuerst Sozialstrukturanalysen, welche diese Verschränkung bereits implizieren und in stimmiger Weise versuchen, Struktur und Kultur zusammen zu denken. Theorien sozialer Klassen, Schichten und Milieus brauchen keine Gegensätze zu sein. Sie sind auch in der Lage, sich gegenseitig zu ergänzen.

#### 6.4 Sozialstrukturforschung und soziale Frage

Rainer Geissler (2002: 537) knüpft mit seinem Modell „dynamisch pluralisierter Schichtstruktur“ an Theodor Geiger an. Er wendet sich gegen Modelle „sozialer Lagen“, die am quantitativ ausgerichteten Schichtbegriff kritisieren, dass er keine wohlfahrtsstaatlichen Interventionen berücksichtige und die Umverteilung durch Transferleistungen vernachlässige. „Seit den 80er Jahren besteht in der deutschen Sozialstrukturforschung die Tendenz, die Lagen- und Milieu-Modelle gegen die Schicht- und Klassenmodelle auszuspielen“, schreibt Geissler (ebd.). Er betrachtet „Schicht“ und „Klasse“ keineswegs als obsolet gewordene Begriffe, denen die sozialstrukturelle Entwicklung davon gelaufen sei. Geissler betont, „dass der Mainstream der deutschen Sozialstrukturforschung die realen Entwicklungen einseitig verzerrt wahrnimmt und wichtige fortbestehende Schichtstrukturen und Ungleichheiten übersieht“.

Ein viel versprechender Ansatz, wie sich Struktur und Kultur sowie vertikale und horizontale Differenzierungen verbinden lassen, findet sich bei Pierre Bourdieu ([1979] 1982; [1993] 1997). Nach seiner Theorie des sozialen Raums markiert der Lebensstil den sozialen Ort der Menschen. Angehörige der Oberschicht sind eher in der Lage, einen spielerischen Umgang mit Wissen und Werten zu pflegen als Angehörige der Unterschicht. Bourdieu kritisiert, wie die Entdeckung kultureller Lebensstile dazu führt, die Gesellschaft mehr als Episode denn als Struktur zu betrachten. Konkurrenzbeziehungen zwischen den Handelnden kennzeichnen soziale Felder. Die Teilnahme am Spiel setzt ein Minimum an Einverständnis über die Existenz des Feldes voraus, dem spezifische Mechanismen der Kapitalisierung eigen sind. Das ökonomische Kapital ist wichtig, aber keineswegs die einzige Ressource. Nebst dem wirtschaftlichen Kapital (Vermögen) gibt es auch das soziale Kapital (Beziehungen) und das kulturelle Kapital (Bildung). Diese Differenzierung ist für die Analyse der sozialen Ungleichheit bedeutend. Bourdieu ([1989] 2004; [1998] 2005) stellt auch den sozialen Raum mehrdimensional dar, der sich aus mannigfaltigen autonomen Feldern mit besonderen Formen der Beherrschung zusammensetzt. Dabei lassen sich asymmetrische Beziehungen zwischen Individuen und Gruppen feststellen. Sie verfestigen sich zum Vorteil einzelner und durchkreuzen andere Felder, wie etwa bei der Herrschaft von Männern über Frauen. Die Kapitalisierungsformen sind autonom und manchmal rivalisierend; zum Beispiel bei klassischen Konflikten zwischen Besitzenden von ökonomischem und kulturellem Kapital oder zwischen Mächtigen aus der Wirtschaft und Intellektuellen aus der Wissenschaft. Die Kapitalisierungsformen sind auch untereinander vielfältig verschränkt. Einzelne Akteure kumulieren wirtschaftliches, kulturelles und politisches Kapital, während andere weitgehend ausgeschlossen bleiben. Das Feld der Macht ist ein Ort, an dem

verschiedene Felder und Kapitalien aufeinander bezogen sind und sich auch Beherrschende bekämpfen.

Pierre Bourdieu ([1980] 1987) verknüpft auch mit seinem Habituskonzept gesellschaftliche und individuelle Prägungen. Er dynamisiert damit die Debatten über die alte und neue soziale Frage bzw. Armut. Sozio-strukturelle Daseinsbedingungen prägen die Habitusstrukturen, die er als System relativ dauerhafter, sich wandelnder und übertragbarer Dispositionen versteht. Das verinnerlichte (inkorporierte) habituelle Dispositionssystem ist Grundlage für den sozialen Sinn, der die sozialen Akteure leitet. Der Habitus beeinflusst den Lebensstil, der mit feinen Unterschieden die Zugehörigkeit zu sozialen Klassen dokumentiert, die sich im sozialen Raum positionieren und trotz Erscheinungen der Individualisierung keineswegs passé sind. Michael Vester (1997) verbindet die Ansätze von Max Weber, Theodor Geiger und Pierre Bourdieu mit der empirischen Sinus Milieuforschung. Sein Klassenbegriff erfasst die wirtschaftlichen Positionen und die alltäglichen Lebensbedingungen der Individuen, die in sozialen Milieus auch ein (beschränktes) Eigenleben führen können. Strategien der sozialen Schliessung sind also immer auch ein Konzept zur Erhaltung der Macht. Horizontale soziale Differenzierungen basieren auf vertikalen. Neue soziale Fragen ergänzen die alten. Diese sind, wie der Wandel der Armut zeigt, zeitweise etwas in den Hintergrund geraten, gehören aber nicht der Vergangenheit an. Das dokumentiert auch die dynamischen Armutsforschung. Sie integriert, prozessorientiert, die verschiedenen Zugänge.

#### 6.5 Wandel der Armut und Synthese

Nach dem Zweiten Weltkrieg verbesserten in der Schweiz breite Bevölkerungsteile ihre materielle Lebenssituation. Die alte, vererbte Armut schien eine vernachlässigbare Restgrösse zu sein. Neue Formen der Armut äusserten sich etwa bei Suchtmittelabhängigen, Geschiedenen oder bei Sinnkrisen. Mit den rezessiven Einbrüchen der 1970er Jahre veränderte sich die Situation. Die soziale Ungleichheit verschärfte sich. Erstens nahm seither die Erwerbslosigkeit zu. Sie ist für die alte soziale Frage und auch für die Entwicklung der Einkommen relevant. Zweitens halten Teile der nominell steigenden Löhne mit den Lebenshaltungskosten nicht Schritt. Drittens orientiert sich das relativ gute System der Sozialen Sicherheit einseitig an der Erwerbsarbeit. Es vernachlässigt damit die veränderten Lebensformen (von Alleinlebenden, Allein-erziehenden etc.), die für die neue Armut bedeutend sind. Und viertens erhöht sich die Kluft zwischen den oberen und unteren Einkommen und Vermögen (Mäder/Streuli 2002). Dass die Armut (auch im Sinne mangelnder sozialer Sicherung) inmitten des Reichtums stattfindet, wird in stark individualisierten

Gesellschaften wie der Schweiz subjektiv besonders als Ausschluss erlebt (Mäder et al. 1991). In absoluten Zahlen haben sich die Betroffenen stark erhöht. In rund vier Millionen Haushalten leben mittlerweile über 200'000 Sozialhilfeabhängige, 100'000 Erwerbslose, 130'000 IV-Bezüger aus psychischen Gründen und 200'000 working poor mit 300'000 Angehörigen. Damit besteht ein relativ grosses „Ausschlusspotenzial“. Die heterogenen Ursachen veranschaulichen, wie sich alte und neue Formen der Armut durchdringen. Das gilt auch für alte, oft vernachlässigte und neue, stärker wahr genommene soziale Fragen (des Ausschlusses).

Dass das Individualisierungstheorem die Sozialstrukturanalysen und Armutdiskurse zunehmend prägt, ist meines Erachtens im Kontext der gängigen Subjektivierung und des verbreiteten Konsumismus verständlich und nachvollziehbar, aber nur ein wichtiger Teilaspekt. Die soziale Frage lässt sich heute weder auf die alte „Arbeiterfrage“, noch auf die neue, mehr immaterielle Armut reduzieren. Nebst dem Zugang zu Produktionsmitteln und der grundlegenden Verteilung von Arbeit und Erlös sind Lebenslagen und soziale Milieus ebenfalls bedeutend. Neue Formen der (Des-)Integration und Ausgrenzung gehören mit ihren individuell spezifischen Ausprägungen dazu. Sie beeinflussen die aktuellen sozialen Fragen und bringen soziale Differenzierungen mit sich, die sich aber keineswegs nur horizontal verorten lassen. Der soziale Raum ist mehrdimensional. Er vereint die alte materiell geprägte soziale Frage mit der neuen, die sich besonders in der Dynamik zwischen neuen Mechanismen der Integration und des Ausschlusses manifestiert. Nebst neuen sozialen Differenzierungen bleiben alte vertikale bedeutsam. Die Integration beider Zugänge und Sichtweisen macht für mich die dynamische Armutsforschung aus. Sie bezieht zum einen Prozesse der Integration und des Ausschlusses ein, die Individuen und soziale Gruppen auch psycho-sozial betreffen; zum andern berücksichtigt sie aber auch, dass sich die Veränderungen von Milieus und Lebenslagen in einem sozialstrukturellen System vollziehen, das nach wie vor festlegt, was oben und unten ist. Und was bedeutet das nun für die Sozialhilfe? Hat sie als quasi letztes Auffangnetz der sozialen Sicherung die Möglichkeit, strukturelle Defizite etwas auszugleichen oder zumindest abzufedern? Und falls ja, wie kann sie das tun? Über welche konkreten Möglichkeiten verfügt die Sozialhilfe?

### 6.6 Sozialhilfe und Soziale Sicherung

Die Sozialhilfe ist in einer schwierigen Situation. Sie muss unter den gegebenen Voraussetzungen weiterhin beides leisten: finanzielle und psychosoziale Hilfe. Die Beratungen sind dabei ebenso wichtig wie die Sachhilfe. Sie gewinnen mit neuen sozialen Fragen und Differenzierungen an Bedeutung, sind

aber von beschränkter Reichweite, wenn es mit der Verteilung von Arbeit und Erlös hapert und der Arbeitsmarkt nicht mitspielt. Der Versuch, die Klientel zu kategorisieren, ist zwiespältig. Die einen der Sozialhilfe-Abhängigen empfinden die Segmentierung als Stigmatisierung und Abstellgeleise; andere erleben sie als Ansporn oder als Entlastung. Wichtig ist, was die Sozialhilfe betrifft, die Sensibilisierung für die Dynamik von Integration und Ausschluss. Die beiden Kategorien schliessen sich nicht im Sinne eines Entweder-oder aus. Sie sind vielmehr eng miteinander verknüpft. Das bedeutet, dass einzelne Massnahmen der Integration auch (und manchmal sogar eher) den Ausschluss fördern. Aber dabei gilt auch das Umgekehrte. Der ermöglichte Ausschluss von der Erwerbsarbeit kann auch neue Formen der sozialen Integration ermöglichen. Diese Erfahrung ist für die Debatte über die soziale Sicherung relevant. Sie deutet darauf hin, wie eine Entkoppelung von Erwerbsarbeit und sozialer Sicherung bürokratisch gebundene Energien frei setzen kann. Sozial Benachteiligte erhalten so die Möglichkeit, sich mehr eigenen Interessen zu widmen. Das erhöht die persönliche Zufriedenheit und vielleicht auch die Disposition, gesellschaftlich nützliche Arbeit in einem Bereich zu verrichten, der die individuelle Entfaltung weiter anregt.

Aber nehmen wir einmal an, wir hätten so ein Existenzsicherndes Grundeinkommen. Wer will dann überhaupt noch arbeiten! So lautet ein häufiger Einwand. Materielle Anreize sind allerdings nicht der einzige Grund für unsere Erwerbstätigkeit. Viele ältere Menschen möchten aus ganz andern Motiven wieder berufstätig sein. Erwerbslose und psychisch Kranke strengen sich enorm an, um eine Arbeit zu finden. Sie wollen Verantwortung übernehmen. Das gibt soziales Prestige. So dürfte die Erwerbstätigkeit auch nach Einführung eines Grundeinkommens einen recht hohen Stellenwert behalten. Ein Grundeinkommen könnte ferner dazu führen, unattraktive Arbeiten besser zu entlohnen und zu verteilen. Das Grundeinkommen vermittelt auch unbürokratische Überbrückungshilfen. In etlichen Fällen liessen sich so langfristige Abhängigkeiten verhindern. Menschen, die in eine Krise geraten und keine Reserven haben, müssten nicht zuerst auf ein Niveau abdriften, das offizielle Hilfe erlaubt. Zudem würden sie – dank allgemeinem Rechtsanspruch – weniger stigmatisiert. Das Grundeinkommen erweitert auch persönliche Entscheidungsfreiheiten. Es entlastet von einem Anpassungsdruck, unter dem sich sozial Benachteiligte gegenseitig aufreiben. Soziale Risiken werden auf die ganze Gesellschaft verteilt. Und die Rückendeckung unterstützt die Individuen darin, sich selber zu organisieren. Sie ermöglicht es, Kräfte gezielt einzusetzen. Zudem relativiert das Grundeinkommen die einseitige Erwerbsorientierung, die soziale Fertigkeiten verkümmern lässt. Es vermindert psychosomatische Erkrankungen. Wer Freiräume hat, leidet weniger. Soweit mögliche Vorteile. Unter heutigen Bedingungen könnte die Einführung eines Grundeinkommens jedoch dazu beitragen, die (Miet-)Preise zu erhöhen und

die Löhne zu stabilisieren. Die öffentliche Hand müsste dann die Differenz übernehmen. Dieser Widerspruch besteht. Gleichwohl dynamisiert die Debatte über das Grundeinkommen langwierige Debatten über die Reformen der Sozialversicherungen und der Sozialhilfe. Auch wenn noch viele Fragen offen sind, liessen sich erste Schritte bereits heute einleiten. Ich denke beispielsweise an die Ausweitung der Ergänzungsleistungen auf einkommensschwache Haushalte. Das würde die Sozialhilfe erheblich entlasten und in die Lage versetzen, sich stärker auf ihren wertvollen Beitrag zur sozialen Integration zu konzentrieren, wobei das die Sozialhilfe auch heute schon tun kann.

In Übereinstimmung mit unserer Studie gehen aus meinen Ausführungen gleichwohl zehn einfache praktische Umsetzungen hervor, die sich am partizipativen Integrationsverständnis im Sinne der Teilnahme und Teilhabe an gesellschaftlichen Prozessen orientieren. Die Sozialhilfe muss aus meiner Sicht: *erstens* die Erwerbsorientierung lockern und die gesamte Lebensqualität mehr ins Auge fassen; *zweitens* ihre Hilfe stärker auf die konkrete Situation der Bedürftigen abstimmen und mit den Unterstützten aushandeln; *drittens* Abhängige als eigenwillige Persönlichkeiten respektieren und deren Position unabhängig von konjunkturellen Schwankungen (der Nachfrage bzw. Vermittlungschance) festigen; *viertens* die Sinnfrage und Möglichkeiten der sozialen Anerkennung stärker gewichten; *fünftens* rechtliche Normierung gemeinsam mit andern Kantonen vornehmen und so die Fallbearbeitung verbindlicher gestalten; *sechstens* den Ausschluss ernst nehmen, der sich durch die strapazierte Integration in eine Erwerbsarbeit ergibt, die Einzelne überfordert und ihnen keine sinnvolle Perspektive bietet; *siebtens* darauf achten, nur jene Personen von der Erwerbsorientierung zu entlasten, die selbst die Perspektive einer von der Erwerbsarbeit losgelösten sozialen Integration anstreben; *achtens* ihre Ablösekonzepte am längerfristigen Erfolg messen; *neuntens* sozial Benachteiligte darin unterstützen, ihr Empörungspotenzial für eigene Interessen zu nutzen; *zehntens* sich für weiter gehende sozialpolitische Massnahmen engagieren wie beispielsweise höhere Kinderzulagen, welche die Sozialhilfe entlasten und zumindest indirekt ebenfalls die soziale Integration fördern. Wichtig ist, dass die Sozialhilfe gängige Konzepte verabschiedet, die Integration als etwas (miss-)verstehen, das quasi vollständig und abgeschlossen ist (und überdies enge soziale Kontrollen mit sich bringt). Die Sozialhilfe darf nicht den Anschein erwecken, als ob zwei duale Systeme existierten, die sich klar voneinander abgrenzen liessen. Die dynamische Verknüpfung von Integration und Ausschluss ermöglicht eine Offenheit, die nicht alles offen lässt, sondern klare Verbindlichkeiten möglichst freiheitlich vereinbart. Wichtig ist zudem eine Entlastung der Sozialhilfe durch die vorgelagerten Systeme der sozialen Sicherung. Wenn sich die Sozialhilfe weniger um die materielle Sachhilfe kümmern muss, kann sie sich mehr für eine soziale Integration im Sinne des partizipativen Einbezugs der Unterstützten engagieren.

## 6.7 Literatur

- Beck, Ulrich (1986), *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre ([1979] 1982), *Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1983), Ökonomisches Kapital, soziales Kapital, kulturelles Kapital. In: Reinhard Kreckel (Hrsg.), *Soziale Ungleichheiten* (Soziale Welt, Sonderband 2), Göttingen: Schwartz, 183-198.
- Bourdieu, Pierre ([1980] 1987), *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre ([1993] 1997), *Das Elend der Welt: Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft*, Konstanz: Universitätsverlag.
- Bourdieu, Pierre ([1989] 2004), *Der Staatsadel*, Konstanz: Universitätsverlag.
- Bourdieu, Pierre ([1998] 2005), *Die männliche Herrschaft*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Castel, Robert ([1995] 2000), *Die Metamorphosen der sozialen Frage: eine Chronik der Lohnarbeit*, Konstanz: Universitätsverlag.
- Dahrendorf, Ralf (2002), *Über Grenzen. Lebenserinnerungen*, München: C.H. Beck.
- Diezinger, Angelika; Verena Mayr-Kleffel (1999), *Soziale Ungleichheit. Eine Einführung für soziale Berufe*, Freiburg im Breisgau: Lambertus.
- Durkheim, Émile ([1893] 1977), *Über soziale Arbeitsteilung. Studie über die Organisation höherer Gesellschaften*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Geissler, Rainer (2001), Facetten der modernen Sozialstruktur - Modelle und Kontroversen. In: Victoria Jäggi, Ueli Mäder, Katja Windisch (Hrsg.), *Entwicklung, Recht, Sozialer Wandel*, Bern: Peter Lang, 537-551.
- Hillmann, Karl-Heinz (1994), Anomie. In: Derslb., *Wörterbuch der Soziologie*, 4., neubearb. Aufl., Stuttgart: Kröner, 28-29.
- Hradil, Stefan (1997), Soziale Ungleichheiten, Milieus und Lebensstile in den Ländern der Europäischen Union. In: Derslb., Stefan Immerfall (Hrsg.), *Die westeuropäischen Gesellschaften im Vergleich*, Opladen, Leske + Budrich, 475-520.
- Kronauer, Martin (1998), „Exklusion“ in der Armutsforschung und der Systemtheorie: Anmerkungen zu einer problematischen Beziehung, *SOFI-Mitteilungen*, Nr. 26, 117-126.
- Kronauer, Martin (2002), *Exklusion. Die Gefährdung des Sozialen im hoch entwickelten Kapitalismus*, Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Kronauer, Martin (2003), *Integration und Ausschluss: Neue Formen der sozialen Ungleichheit, neue Fragen für die Forschung*. Vortrag in der Ver-

- öffnungsveranstaltung des Schwerpunkts „Integration und Ausschluss“ des Schweizerischen Nationalfonds, Bern, 12.9.2003.
- Kutzner, Stefan; Ueli Mäder; Carlo Knöpfel (Hrsg.), *Working poor in der Schweiz: Wege aus der Sozialhilfe*, Zürich: Rüegger.
- Lewis, Oscar (1966), The Culture of Poverty, *Scientific American*, 215/4, 19-25.
- Luhmann, Niklas (1995), Inklusion und Exklusion. In: Derslb., *Soziologische Aufklärung 6: Die Soziologie und der Mensch*, Opladen: Westdeutscher Verlag, 237-264.
- Mäder, Ueli; Franziska Biedermann; Barbara Fischer; Hector Schmassmann (1991), *Armut in Basel-Stadt (Social Strategies/23)*, Basel: Karger & Libri.
- Mäder Ueli; Elisa Streuli (2002), Reichtum in der Schweiz. Porträts-Fakten-Hintergründe, Zürich: Rotpunktverlag.
- Mäder, Ueli; Hector Schmassmann (2004), Theoretische Bezüge. In: Stefan Kutzner et al., *Working poor in der Schweiz: Wege aus der Sozialhilfe*, Zürich: Rüegger, 21-39;
- Merton, Robert K. ([1938] 1995), Sozialstruktur und Anomie. In: Derslb., *Soziologische Theorie und soziale Struktur*, Berlin, New York: de Gruyter, 127-154.
- Nassehi, Armin (1997), Inklusion, Exklusion, Integration, Desintegration. Die Theorie funktionaler Differenzierung und die Desintegrationsthese. In: Wilhelm Heitmeyer (Hrsg.), *Was hält die Gesellschaft zusammen? Bundesrepublik Deutschland: Auf dem Weg von der Konsens- zur Konfliktgesellschaft*, Bd. 2, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 113-148.
- Murray, Charles (1984), *Losing Ground: American Social Policy 1950-1980*, New York, Basic Books.
- Paugam, Serge (1991), *La Disqualification sociale. Essai sur la nouvelle pauvreté*, Paris : Presses Universitaires de France.
- Neckel, Sighard (2000), *Die Macht der Unterscheidung. Essays zur Kulturosoziologie der modernen Gesellschaft*, Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Parsons, Talcott (1951), *The Social System*, Glencoe (Il.): Free Press.
- Schulze Gerhard ([1992] 2000), *Die Erlebnisgesellschaft. Kulturosoziologie der Gegenwart*, Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Silver, Hilary (1995), Reconceptualizing Social Disadvantage: Three Paradigms of Social Exclusion. In: Gerry Rodgers et al. (Hrsg.), *Social Exclusion: Rhetoric, Reality, Responses*, International Institute for Labour Studies, Genf, 57-80.
- Simmel, Georg ([1908] 1992), Exkurs über den Fremden. In: Derslb., *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung* (Ge-

- samtausgabe Bd. 11, hrsg. von Otthein Rammstedt), Frankfurt am Main: Suhrkamp, 764-771.
- Steinforth, Thomas (2002), Was heisst 'drinnen', was heisst 'draussen'?, *Blätter der Wohlfahrtspflege*, Nr. 4, 133-135;
- Valentine, Charles A. (1968), *Culture and Poverty. Critique and Counter-Proposals*, Chicago: Univ. of Chicago Press 1968.
- Vester, Michael (1997), Kapitalistische Modernisierung und gesellschaftliche (Des)-Integration. Kulturelle und soziale Ungleichheit als Problem von „Milieus“ und „Eliten“. In: Wilhelm Heitmeyer (Hrsg.), *Was hält die Gesellschaft zusammen? Bundesrepublik Deutschland: Auf dem Weg von der Konsens- zur Konfliktgesellschaft*, Bd. 2, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 149-203.
- Weber, Max ([1922] 1980), *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*, Tübingen: Mohr.
- Welter-Enderlin, Rosemarie; Bruno Hildenbrand ([1996] 2004), *Systemische Therapie als Begegnung*, Stuttgart, Klett-Cotta.
- Wilson, William J. (1987), *The Truly Disadvantaged: The Inner City, the Underclass, and Public Policy*, Chicago: Univ. of Chicago Press.